

DAS BRAUTKLEID

UND ANDERE ERZÄHLUNGEN

Ismat Chughtai

Lotos Werkstatt

INHALT

DIE WELT DES HERZENS + <i>DIL KI DUNYA</i>	9
Novelle. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
NANHIS OMA + <i>NANHI KI NANI</i>	81
Erzählung. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
DAS BRAUTKLEID + <i>CHAUTHI KA JORA</i>	95
Erzählung. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
DIE HAUSFRAU + <i>GHWALI</i>	113
Erzählung. Aus dem Englischen von Axel Monte, Fassung leicht überarbeitet von Christina Oesterheld.	
ZWEI HÄNDE + <i>DO HATH</i>	133
Erzählung. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
DER KÖDER + <i>NIVALA</i>	145
Erzählung. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
DIE STEPPDECKE + <i>LIHAF</i>	159
Erzählung. Aus dem Urdu von Ursula Rothen-Dubs.	
EIN MOGHULSPROSS + <i>MUGHAL BACCHA</i>	173
Erzählung. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
DIE MIMOSE + <i>CHUI MUI</i>	183
Erzählung. Aus dem Urdu von Christina Oesterheld.	
NACHBEMERKUNG	191
GLOSSAR	195

DIE WELT DES HERZENS

Seltsam und geheimnisvoll ist die Zeit der Dämmerung, wenn man plötzlich aufwacht und nicht recht weiß, ob es Abend ist oder Morgen, wo der Kopf ist und wo die Füße, wo man eingeschlafen ist und wo aufgewacht! Man muss gleich Kopf und Beine sortieren, sonst ist man für immer verloren.

Als Kinder mussten wir dann oft weinen, bis uns irgendwann mit einem heftigen Donnerschlag klar wurde, wo wir uns befanden. Ganze Lachsalven brachen aus uns heraus, und um uns unserer selbst noch sicherer zu werden, begannen wir gleich die Hühner zu jagen, oder wir balgten uns wie Hundewelpen. Unsere Mutter befahl uns, uns zu verdrücken, was wir mit Freuden taten. Im Garten brachen wir Knospen von den Blumen, um sie in unseren Rocksäumen zu sammeln.

Das ging so, bis es dunkel wurde. Ali Bakhsh hängte eine Reihe Laternen hinter dem Vorhang am Haupttor auf, schraubte die Dochte hoch und verteilte Laternen in jeder Ecke des Hauses. So kehrten die in der Dunkelheit versunkenen Türen und Mauern samt den Umrissen des Hauses zurück.

Dann stieg der Wächter auf eine Leiter und zündete die viereckige Lampe am Haupteingang an. Die Büsche zogen sich verstört in die Finsternis zurück, und die Knospen in unseren geschürzten Röcken begannen sich zu öffnen. Uns überfiel eine unerklärliche Angst. Ein bis dahin verstecktes Chamäleon sammelte Gift in seinen aufgeblähten Backen, die

sich rot färbten, machte einen Satz und lief den Tamarindenbaum hinunter. Die Knie wurden uns weich.

In diesem Moment ertönte vom Flussufer her eine Stimme: »*Kanhaiya*, deine Flöte ist mir zum Feind geworden.«

Wir rannten Hals über Kopf zum Tor, schlüpfen durch den Vorhang und stürzten ins Haus.

»Omi, rezitier schnell den *Stuhl-Vers*, um uns zu beschützen!«

Erst wenn die von Tabak und Betelsaft gewürzten Sprüche der Großmutter »Ahmad Husain, Dildar Husain« unsere Gesichter streiften, atmeten wir erleichtert auf.

Die Worte »*Kanhaiya*, deine Flöte...« entfernten sich mehr und mehr und verstummten dann ganz. Nur der Wind säuselte noch.

Unser Vater war gerade erst nach Bahraich versetzt worden. Direkt vor unserer zweistöckigen Villa befand sich der Schrein des Saiyyid Salar Masud Ghazi. Neben dem Haus gab es einen Garten, in dem wir den größten Teil des Tages verbrachten. Hinter einer langen Reihe von Gesindekammern lag ein breiter Brunnen, über dem ein großer Eimer hing. Hinter dem Haus begannen die Maisfelder. Auf der anderen Seite stand eine weiße Moschee, und von dort erstreckten sich blühende Bäume bis weit in die Ferne. Ein Stück von der Moschee entfernt befand sich der Friedhof, am Kanalufer waren Melonenfelder und noch weiter hinten lag der Verbrennungsplatz. Diese Orte fürchteten wir ganz besonders. Die geheimnisvolle Stimme ertönte immer aus dieser Richtung, und alles, was von dort kam, kam uns besonders gefährlich vor.

Wenn wir Streiche ausheckten oder zu sehr lärmten, jagte man uns mit dieser Stimme Angst ein: »Das ist eine Hexe, die wird euch bei lebendigem Leibe fressen! Das ist eine Zauberin, wenn sie euch alleine erwischt, wird sie euch verwandeln. Man erzählt, dass einmal ein Hochzeitszug im Fluss Ghagra ertrunken ist. Die Braut ist zu einem Gespenst geworden und

irrt jetzt am Flussufer umher.«

Mit der Stimme hatte es noch eine andere Bewandtnis. Sobald Tante Qudsiya sie hörte, bekam sie einen Herzanfall. Ihr stand dann Schaum vor dem Mund, und im ganzen Haus brach Wehklagen aus.

»Oh Allmächtiger, schaff Qudsiyas Bräutigam herbei!«, flehte die Großmutter sich hin und her wiegend. Doch der Allmächtige hatte seine Ohren verschlossen und erhörte keine Fürbitten. Vielleicht dachte er auch noch darüber nach, ob er Qudsiyas Ehemann herbeischaffen sollte oder nicht.

Ihre Hochzeit lag fast zehn Jahre zurück. Unmittelbar nach der Hochzeit hatte der Großvater ihren Mann nach England geschickt, denn das war die Bedingung für die Heirat gewesen. Von dort hatte er wie allgemein üblich eine weitere, weiße Ehefrau mitgebracht. Jetzt hatte er eine Praxis in Mainpuri. Deshalb betete Tante Qudsiya ständig, leistete alle möglichen Gelübde, und wenn alles nichts brachte, biss sie die Zähne zusammen und bekam eine Attacke. Was sollte sie auch sonst tun? Sie hatte ihrem Herrn und Gebieter schon unzählige Briefe geschrieben:

»Betrachten sie mich als Kammerzofe für ihre weiße Frau und weisen sie mir eine Ecke zu. Ich werde Ihnen beiden dienen. Ich werde die Reste essen und die abgelegten Kleider der Mem tragen, und falls ich mich je beklagen sollte, können sie mich bestrafen wie eine Diebin. Sie sind der Herr und ich Ihre Sklavin. Was könnte es für mich Schöneres geben, als zu Ihren Füßen zu sterben« usw. usf. Aber der Herr und Gebieter hielt es für töricht, überhaupt zu antworten.

Normalerweise stellte man Tante Qudsiya wie folgt vor: »Das ist Qudsiya, deren Mann sich eine Mem angelacht hat.« Davon waren die Leute ziemlich beeindruckt. Sogar Tante Qudsiya vergaß in solchen Momenten ihr Unglück und verspürte einen gewissen Stolz. Ihre Nebenfrau war immerhin eine Tochter der Kolonialherren, wer weiß, vielleicht war sie sogar, wie weit entfernt auch immer, mit dem Kaiser verwandt. Nicht jeder kann sich schließlich eine weiße Frau leis-

ten. In gewisser Weise hatte ihr Mann dadurch, dass er eine Weiße zur Zweitfrau nahm, ihren Status erhöht. Immerhin hätte es ja auch eine Wäscherin oder Gerberin sein können.

Tante Qudsiya war mit fünfzehn Jahren verheiratet worden. Im sechsten Monat nach der Hochzeit war ihr Mann nach England abgereist. Zwei Jahre lang hielt eine leidenschaftliche Romanze an. Ihren Kopf hielt sie stets gesenkt. Sie schrieb ihm entweder einen Brief oder las die Briefe, die für sie angekommen waren. Mit der Zeit wurden die Briefe immer nichtssagender und schließlich kühler. Vor lauter Briefeschreiben wurde sie fast verrückt, aber die Antworten blieben aus. Dann erreichten sie alle möglichen bösen Gerüchte. Nach dem ersten Weltkrieg war der Wert weißer Frauen gesunken, und wer auch immer nach England ging, brachte sich von dort einen leichten Fang mit. Etwas im Verhalten von Tante Qudsiyas Mann war jedoch unüblich. Auch andere Männer brachten sich weiße Frauen mit, aber alle fünf, sechs Monate ließen sie sich immerhin bei ihren indischen Frauen blicken. Er dagegen stellte sich stumm und ignorierte sie völlig.

So kam es, dass Tante Qudsiya jedes Mal einen Anfall bekam, wenn bei der jährlichen *Urs*-Feier am Schrein *Qawwalis* gesungen wurden. Fand in der Nachbarschaft irgendwo eine Hochzeit statt, biss sie die Zähne zusammen. Sang in der Ferne jemand in der nächtlichen Stille ein Hochzeitslied, bekam sie Schaum vor dem Mund. Besonders, wenn sie die geheimnisvolle Stimme hörte, begann sie unruhig hin und her zu laufen, mit den Fingern zu knacken, ihren Saum zu zerknüllen und bekam schließlich einen Anfall.

Wir brachen gerade Knospen ab, unsere Röcke quollen schon über davon, warteten aber noch darauf, dass die Lampe am Eingangstor anginge, als die Stimme plötzlich genau hinter uns ertönte. Uns standen die Haare zu Berge. Wir sahen uns erschrocken um. Auf dem alten Friedhof hinter der Moschee saß zwischen umgestürzten Grabmälern auf dem Stamm eines vom Sturm gefällten Banyanbaums eine Gestalt

mit schmollendem Gesichtsausdruck. Unvermittelt hielt sie im Singen inne. Unsere Beine wurden schwer wie Blei.

»Lass mich los!«, sagte sie nach hinten gewandt in drohendem Ton.

Stolpernd und winselnd ergriffen wir die Flucht. Niemand hielt sie von hinten fest, weit und breit war kein Mensch zu sehen.

Mit einem Mal sprang sie auf, schüttelte ihr Tuch und lief lachend davon – es schien so, als wolle jemand sie fangen. Mit schnellen Schritten verschwand sie zwischen den Bäumen.

Uns wurde himmelangst und bange, die Beine drohten uns zu versagen.

»In Meeruth werden wir uns treffen«, hörten wir sie in der Ferne singen, und mit einem Satz waren wir hinter dem Vorhang.

»Du bist so schwarz, und ich so weiß,
im Spiegel werden wir beide uns sehen.« Ihre Stimme vibrierte, und uns liefen Schauer über den Rücken.

»Du bist schwarz und dick, ich ganz schlank,
zusammen werden wir gewogen werden.«

Was für ein Zufall! Tante Qudsiyas Ehemann war auch dunkelhäutig und korpulent, aber nichts deutete auf ein Treffen in Meeruth hin. Was konnte sie schon tun, außer Anfälle zu bekommen!

Die Nani, unsere Großmutter mütterlicherseits, hatte keine Zeit für uns. Die Dadi, die Großmutter väterlicherseits, war noch mit ihrer Gebetskette beschäftigt. Nur ihre Schwester sagte einen Gebetsspruch auf und ihr Atem streifte uns, aber unsere Angst wich nicht. Oh je, wie viele Großmütter und Tanten es bei uns gab, aber keine war zu etwas nütze. Es lag keine Kraft in ihrem Atem.

Der Hüter des Schreins hatte uns gewarnt, ihr nicht zu nahe zu kommen, als wir am Donnerstag Blumen für das Grab des Heiligen brachten. »Sie ist eine sehr gefährliche Frau.«

»Warum?«

»Sie bringt Unglück. Sie hat alle gefressen. Eltern, Ehemann, einfach alle.«

»Sie hat sie gefressen?« Wir stellten uns vor, dass sie alle mit Pfeffer und Salz gewürzt und dann verspeist hatte.

»Wenn sie euch allein antrifft, wird sie euch das Herz ausreißen und es verschlingen.« Dieser Schuft machte uns noch mehr Angst.

»Ist sie eine Hexe?«

»Klar, was denn sonst?«

»Gott bewahre! Was für ein Unsinn ist das! Nein, Kinder, die Ärmste ist verrückt geworden.« Der *Shah* verwarnte den Schreinwächter.

Eine Verrückte? Uns gefiel diese Erklärung gar nicht. Alles Geheimnisvolle war dahin. Nur eine Verrückte, und nicht einmal eine wirklich komische! Weder stank sie, noch zerriss sie ihre Kleider oder warf mit Steinen. Wann immer man sie sah, sang sie.

»Geliebter, ich will eine Blüte in deinem Schoß sein,
Liebster, in deinem Schoß.«

Sie hatte eine sehr schöne Stimme, die Tante Qudsiya erzittern ließ.

»Liebe Mutter, lass die Ärmste rufen, ich möchte sie singen hören!«

»Nein, Töchterchen, warum sollen wir eine verdammte Verrückte ins Haus holen? Sie kommt aus einer guten Familie und hat den *Purdah* verlassen! Überall läuft sie ohne Schleier herum! Es heißt, sie sei besessen. Ihr ganzer Hochzeitszug ist in der Ghagra ertrunken. Sie ist drei Tage lang im Wasser getrieben, als hätte sie jemand von unten gehalten.«

»Aber die Unglückliche singt doch so schön!«

Nichts wünschte sich Tante Qudsiya mehr als jemanden singen zu hören. Wenn Onkel Shabbir religiöse Lieder sang, flossen ihr die Tränen in Strömen.

Er sang »Ich bin dein Sklave, mein Leben, arabischer Prophet«, und Tante Qudsiya steckte ihre Nase in ihren *Dupatta* und wiegte sich schluchzend zur Melodie. Alle saßen an-

ZWEI HÄNDE

Was auch immer die Leute sagen mochten – die Mutter von Ram Avtar, dem Latrinenreiniger, brauchte Goris zwei Hände, damit sie etwas zu Essen im Hause hatte.

Ram Avtar sollte zurückkehren aus dem Krieg. Unsere alte Latrinenkehrerin war zu meinem Vater gekommen, um sich einen Brief vorlesen zu lassen. Ram Avtar hatte Urlaub bekommen – der Krieg war ja schließlich auch vorbei! Vor drei Jahren war Ram Avtar fortgegangen. Die alte Putzfrau hatte Tränen in ihren ständig triefenden Augen. Sie lief herum und berührte allen dankbar die Füße, so als hätten die Besitzer der Füße dafür gesorgt, dass ihr einziger Sohn wohlbehalten aus dem Krieg zurückkehren würde.

Die Alte war etwa fünfzig Jahre alt, sah aber aus wie siebzig. Sie hatte zehn Kinder tot oder lebend zur Welt gebracht, von denen nur eines – Ram Avtar – überlebt hatte, und dies auch nur nach vielen Gelübden und Gebeten. Nach seiner Hochzeit war noch kein Jahr vergangen, als er eingezogen wurde. Die Latrinenreinigerin hatte gejammert und geklagt, aber alles half nichts. Als Ram Avtar in seiner Uniform kam, um sich zu verabschieden und ihre Füße zu berühren, war sie von seiner neuen Würde so beeindruckt, als sei er schon zum Korporal befördert worden.

Im Gesindehaus tuschelte und kicherte es. Man freute sich auf das Spektakel, das sich ihnen nach Ram Avtars Rückkehr bieten würde. Ram Avtar war zwar nicht in den Krieg ge-

zogen, um zu kämpfen, aber während er die Nachttöpfe der Soldaten leerte, hatte sicher etwas von ihrem Glanz auf ihn abgefärbt. In seiner braunen Uniform würde er bestimmt nicht der alte Ram Avtar geblieben sein. Es war undenkbar, dass er nicht vor Wut schäumen würde, wenn er von Goris Kapriolen erfuhr.

Wie brav und sittsam war Gori gewesen, als sie frisch verheiratet war! Solange Ram Avtar da war, verhüllte sie schamhaft ihr Gesicht, so dass niemand den Glanz darauf erkennen konnte. Wie weinte sie, als ihr Mann Abschied von ihr nahm, ganz so, als würde sie ihn das letzte Mal im Leben sehen. Ein paar Tage lang lief sie umher, den Blick ihrer verweinten Augen gesenkt, und leerte die Nachttöpfe. Dann, allmählich, begann sich ihr Schleier zu heben.

Einige Leute meinten, dass das alles dem Frühling geschuldet war. Einige sagten unverblümt, dass Gori eben eine Schlampe war. Kaum war Ram Avtar fort, kam es zum Eklat. Wo auch immer sie, mit dem Nachtopf auf der Hüfte und den klimpernden Armreifen, kichernd auftauchte, verdrehte sie allen den Kopf. Dem Wäscher fiel die Seife aus der Hand und sie rutschte ins Wasserbecken. Der Koch vergaß den Brotfladen auf der heißen Platte und er brannte an. Der Wasserträger ließ seinen Schöpfeimer in den Brunnen fallen. Sogar die Wächter und Laufburschen verwirrte sie derart, dass ihnen die Turbanenden bis auf die Schultern rutschten. Wenn sie in ihrer vollen Pracht vorbeikam, ihre Pfeile hinter dem Schleier hervor absendend, waren im Gesindehaus alle gleichsam wie erstarrt. Kamen sie dann wieder zu sich, beschimpften sie sich gegenseitig ob des unschicklichen Benehmens. Die Wäschersfrau kippte vor Wut die Schüssel mit der Stärke um, die Frau des Laufburschen schimpfte ohne Anlass mit ihrem Sohn, den sie auf dem Arm trug, und die dritte Frau des Kochs bekam einen hysterischen Anfall.

Sie hieß zwar Gori – die Weiße – war aber schwarz wie die Nacht. Ihr Gesicht glich einer Pfanne, auf der man gerade *Paratha* gebacken hatte. Die Nase platt wie ein Blasebalg, ein

breiter Mund, Zähne, die zu putzen seit Generationen nicht üblich war, das rechte Auge leicht schielend, was auch jede Menge Kajal nicht verbergen konnte – und doch schoss sie mit diesem schiefen Blick präparierte Pfeile ab, die ihr Ziel nie verfehlten. Ihre Taille war nicht schlank und biegsam, sie war eher stämmig gebaut. Die Reste vom guten Essen aus dem Herrenhaus ließen sie immer weiter auseinandergehen, und ihre breiten Füße ähnelten den Hufen einer Büffelkuh. Wo immer sie auftauchte, umgab sie ein Geruch von bitterem Senföl. Allerdings hatte sie eine schöne Stimme, und wenn sie an Festtagen mit Inbrunst Volkslieder sang, übertönte ihre Stimme die aller anderen.

Die alte Latrinenreinigerin, also ihre Schwiegermutter, hatte, nachdem ihr Sohn fortgegangen war, sofort die größten Befürchtungen. Sie schimpfte prophylaktisch die ganze Zeit. Um Gori zu überwachen, lief sie ständig hinter ihr her. Mittlerweile reichte ihr dafür die Kraft aber nicht mehr aus. Vierzig Jahre lang Latrinen zu leeren hatte sie schief und krumm werden lassen.

Schon immer war sie unsere Latrinenputzerin gewesen und hatte auch unsere Nabelschnüre vergraben. Sobald bei meiner Mutter die Wehen einsetzten, kam die Latrinenreinigerin und setzte sich auf die Schwelle. Und manchmal gab sie sogar der Frauenärztin wertvolle Hinweise. Sie brachte auch alle möglichen Amulette und Zaubersprüche am Bettrahmen an, die Unheil abwenden sollten. In unserer Familie galt sie als eine ältere Respektsperson.

Und nun war plötzlich die Schwiegertochter einer so geachteten Arbeiterin allen ein Dorn im Auge. Und das nicht nur bei uns, auch die Frauen des Wachmanns und des Kochs, sogar meine Schwägerinnen, bekamen besorgte Mienen, wenn die Schwiegertochter vorbeistolzierte. Betrat sie zum Kehren einen Raum, in dem sich gerade einer der Ehemänner aufhielt, dann rissen sie sich entsetzt die Kinder von der Brust und liefen hinzu, damit diese Hexe ihre Männer nicht bezirzen konnte.

Gori war wie ein Stier, der frei herumlief und jeden auf seine Hörner speißen wollte. Die Leute hielten ihr gutes Geschirr ängstlich mit beiden Händen an die Brust gedrückt, und als die Lage noch brenzlicher wurde, entsandten die Damen des Gesindehauses eine Delegation zu meiner Mutter. Lautstark erläuterten sie die Gefahr und die möglichen Folgen. Ein Komitee zum Schutz der Ehemänner wurde gebildet, in dem alle meine Schwägerinnen ihre Stimme abgaben und meine Mutter zur Ehrenpräsidentin ernannten. Die Frauen saßen je nach Rang auf dem Boden, auf Schemeln oder Bettkanten, verteilten Betelnüsse und bestellten die alte Latrinenreinigerin ein. Die Kinder wurden nebenbei gestillt, damit sie Ruhe gaben, und die Gerichtsverhandlung begann.

»He, du alte Hexe, du lässt deiner Schwiegertochter freie Bahn und das bringt uns alle in Schwierigkeiten. Was denkst Du Dir eigentlich dabei? Willst du Schande über dich und deine Familie bringen?«

Die Latrinenputzerin war sowieso schon geladen, sie platzte gleich heraus: »Was soll ich tun, gnädige Frau? Gegen diese Schlampe ist ja kein Kraut gewachsen. Sie gibt mir nicht mal Brot zu essen. Ich bin dieser Hure nicht gewachsen.«

»Also Brot soll ja nicht das Problem sein«, warf die Frau des Kochs ein. Sie stammte aus einer angesehenen Familie von Köchen aus Saharanpur und war die dritte Frau ihres Mannes, und so sehr in Rage, dass einem angst und bange werden konnte. Dann verschärften die Frauen des Wachmanns, des Gärtners und des Wäschers die Anklage noch. Unsere arme Latrinenreinigerin saß da, hörte sich alles stumm an und kratzte sich die von Schwären bedeckten Waden.

»Gnädige Frau, wird sie denn aufhören, wenn ich mache, was Sie sagen? Was soll ich tun, soll ich ihr den Hals umdrehen?«

Meine Mutter schlug vor: »Schick die Schlampe zu ihren Eltern zurück!«

»Aber gnädige Frau, wie kann ich das machen?« Sie erklärte, dass sie die Schwiegertochter ja nicht umsonst be-

kommen hatten. Ganze zweihundert Rupien, die Ersparnisse eines ganzen Lebens, waren dabei draufgegangen, um dieses kräftige Weibsbild ins Haus zu holen. Zu diesem Preis hätte man eine Kuh bekommen, die einem einen ganzen Krug Milch gegeben hätte, während diese Hure einem Tritte versetzte. Schickte man sie zu ihren Eltern zurück, würde ihr Vater sie sofort an einen anderen Latrinenputzer verkaufen. Die Schwiegertochter sollte ja nicht nur das Bett des Sohnes schmücken. Sie hatte zwar nur zwei Hände, arbeitete aber für vier. Nachdem Ram Avtar weg war, konnte die Alte die ganze Arbeit nicht allein bewältigen, sie brauchte die beiden Hände der Schwiegertochter als Stütze ihres Alters.

Die Frauen verstanden die Lage durchaus. Die Angelegenheit hatte sich von einer moralischen hin zu einer ökonomischen Frage verlagert. Tatsächlich war die Alte auf ihre Schwiegertochter angewiesen. Und wer brächte es schon über sich, eine Ware im Wert von zweihundert Rupien einfach so wegzuerwerfen. Dazu kamen noch die Kosten für die Hochzeit, für die man beim Geldverleiher einen Kredit aufgenommen hatte: das Essen für den Priester, die Zustimmung der Kastengemeinschaft. Woher sollte das Geld kommen? Alles, was Ram Avtar verdiente, ging für den Schuldendienst drauf. Eine derartig kräftige Schwiegertochter würde man jetzt nicht unter vierhundert Rupien bekommen. Wenn sie die ganze Villa geputzt hatte, schaffte sie noch vier weitere Häuser. Was die Arbeit betraf, war die Schlampe schon sehr tüchtig.

Dennoch stellte meine Mutter ein Ultimatum: »Wenn du dieser Dirne nicht so schnell wie möglich Einhalt gebietest, werfe ich euch vom Hof.«

Die Alte jammerte und klagte und schimpfte zu Hause gehörig mit ihrer Schwiegertochter, ja schlug sie sogar. Die Schwiegertochter war von ihrem Geld gekauft, also ließ sie die Schläge über sich ergehen und grummelte nur vor sich hin. Am nächsten Tag aber sorgte sie wie zufällig für ein gehöriges Durcheinander in der gesamten Dienerschaft. Der Koch, der Wasserträger, der Wäscher und die Laufburschen

NACHBEMERKUNG

Ismat Chughtai (1915-1991) wuchs in einer literarisch interessierten Familie auf. Ihr älterer Bruder war ein zu seiner Zeit bekannter Humorist, dem sie später in einer literarischen Skizze ein Denkmal setzte.

Sie bewies früh ein rebellisches Temperament, widersetzte sich einer arrangierten Ehe und erkämpfte sich Erlaubnis zu studieren. Nach einem B.A. am renommierten Isabella Thoburn College in Lucknow arbeitete sie als Lehrerin an einer Schule in Bareilly und war später eine der ersten muslimischen Absolventinnen der Lehrerausbildung an der Universität Aligarh. 1936 nahm sie am ersten Treffen der Progressive Writers' Association in Lucknow teil. Ihre erste Kurzgeschichte ›Fasādi‹ (Der Unruhestifter) erschien 1938 in einer Literaturzeitschrift. Von 1939 – 1941 unterrichtete sie an einer Mädchenschule in Jodhpur und wurde dann Schulinspektorin in Bombay. 1941 heiratete sie ohne Einverständnis der Familie den Filmemacher Shahid Latif. 1942 erschien ihre berühmte Kurzgeschichte ›Lihāf‹ (Die Steppdecke), die ihr einen Prozess wegen Obszönität einbrachte, da darin eine lesbische Beziehung angedeutet wird. Sie schrieb in der Folge mehrere Romane und zahlreiche Kurzgeschichten, häufig für populäre Zeitschriften, und verfasste Drehbücher zu mehreren berühmten Bollywood-Filmen.

Ismat Chughtai gilt als eine der größten Erzählerinnen des Urdu im 20. Jahrhundert. In ihren Romanen und Kurzgeschichten verarbeitete sie ihre reiche Lebenserfahrung – alle Facetten des Lebens in einer gutsituierten Großfamilie, das Milieu der Mädchenschulen, die linke Schriftstellerszene und die Filmwelt Bollywoods. Basierend auf ihrer scharfen Beobachtungsgabe, einem photographischen Gedächtnis und einem außergewöhnlichen Erzähltalent schildert die Autorin Frauengestalten aller sozialen Schichten, von der Straßenfe-

gerin bis zu den Damen der feinen Gesellschaft. Sehr eindrucksvoll gestaltet sie in vielen ihrer Kurzgeschichten und Erzählungen das Leben in einem großen, wohlhabenden Haushalt mit den traditionellen getrennten Welten und Rollenverteilungen von Männern und Frauen. Der Leser erhält so ungeschönte Einblicke in die Welt der Frauengemächer und in die sozialen Hierarchien, Machtkämpfe und Intrigen innerhalb der Familien.

Ismat Chughtai zeichnet aber auch ein eindrückliches Bild der Entbehrungen und Zurückweisungen, die Frauen aus ärmeren Verhältnissen erleiden. Ein herausragendes Beispiel dafür ist die Geschichte ›Chauthi ka jora‹ (Das Brautkleid). Die Geschichte ›Do hath‹ (Zwei Hände) demaskiert gängige Vorstellungen von Moral und Ehre als sozial und ökonomisch konstruiert. Die Novelle ›Dil ki dunya‹ (Die Welt des Herzens) wiederum veranschaulicht in starken Bildern Strategien von Frauen, denen ihr Liebesglück versagt bleibt – die Flucht in Wahn, religiöse Verzückung oder Melancholie und Hysterie. ›Nivala‹ (Der Köder) hingegen erzählt mit viel Humor und Ironie von den Verhältnissen in einer typischen Bombayer Mietskaserne. ›Nanhi ki nani‹ (Nanhis Oma) führt den Leser an den untersten Rand der Gesellschaft und ist ein besonders gutes Beispiel dafür, wie einfühlsam und vielschichtig die Figuren der Autorin gestaltet sind.

Alle Geschichten bieten neben feinfühligem psychologischen Studien eine Fülle an lebendigen Milieuschilderungen, in denen auch der Humor der Autorin zur Geltung kommt. Dabei trifft sie in unvergleichlicher Manier den Ton der Sprache des jeweiligen Milieus. Ismat Chughtai verkündet nirgendwo in ihren Werken eine feministische Agenda, und dennoch, oder gerade deshalb, lassen sich ihre Werke als Dokumente feministischer Literatur lesen. Die Mädchen und Frauen der Geschichten sind zwar überwiegend als Opfer patriarchalischer Strukturen gestaltet, auch als mehr oder weniger freiwillige Komplizinnen dieser Machtverhältnisse, aber ebenso in ihren Bemühungen um Selbstbehauptung,

in ihrer Vitalität, in ihrem Streben nach Glück und erfüllter Sexualität. Nicht zuletzt gewähren Ismats Geschichten faszinierende Einblicke in Alltagswelten und kulturelle Praktiken, die dem deutschen Leser eine ferne, zum Teil auch bereits vergangene Welt nahebringen.

Christina Oesterheld